

**Zeitschrift:** Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung  
**Herausgeber:** Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat  
**Band:** 20 (1944-1945)  
**Heft:** 37  
  
**Artikel:** Der Verwundetenzug  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-711690>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Mit Rad und Blitz

Seit Stunden schieben wir unsere Fahrräder neben uns her. Alle möglichen Griffkombinationen haben wir ausprobiert. Doch die holperige Straße verlangt sicheres Zupacken. Es ist ein scheußliches Gefühl, das Velo im Dunkeln fischen zu müssen. Der von der Unterseite des Funkgerätes wundgeschmerzte Rücken schmerzt nachher teuflisch.

Schweiß rinnt über die glutheißen Wangen in die weitgeöffnete Bluse. Die Haare hängen wir ins Gesicht, was uns zusammen mit dem Klappern der Helme an den Lenkstangen furchtbar nervös macht. Das eintönige Rauschen des Wildbaches im Tobel unten schläfert uns ein.

Unmerklich wird der Wald lichter. Ein kühler Wind streicht stoßweise daher. Weit weg blinkt ein Lichtlein. Es will einfach nicht größer werden. Lang aufgestauter Unmut macht sich Luft. Die andern lachen befreit.

Plötzlich sieht man den Vordermann nicht mehr. Das enteilende Sirren seines Rades zwingt zum mühseligen Aufsitzen. Unsicher treten wir an. Mit zunehmender Geschwindigkeit spulen wir in eine Geländemulde hinein. Nach einer jähen Kurve liegen die Häuser von I. einige hundert Meter vor uns.

Keuchend beugen wir uns auf dem Dorfplatz über unsere Stahlrosse. Alles dunkel. Kunststück — 0225! Unschlüssig, beinahe apathisch stolpern wir über das unebene Pflaster.

Unterhaltung mit einem alten Mann, der einen fast unverständlichen Dialekt spricht — Licht — Wärme — Heu — das sind die letzten Eindrücke.

Am Morgen erwachen wir in einem Stall. Kreuz und quer über den Stallboden verteilt, in Futterkrippen. Ein Gitz beschnuppert uns der Reihe nach und bringt uns mit bestlistigen Mienen auf die Beine.

Die Sonne blendet durch das Stallfenster. Ueberrnütig stürzen wir auf die Gasse hinaus. Doch fegt ein bitter kalter Wind durch das Dorf, so daß wir uns schleunigst in unser Quartier verziehen.

\*

Leise surrt der Handgenerator. Ein paar Buben sind in den Stall eingedrungen und wetteifern darum, uns diese Arbeit abzunehmen, welchen Eifer wir selbstverständlich nicht dämpfen...

Die Gegenstation übermittle ein Dislokationstelegramm. Ueber die Schulter der Telegraphistin hinweg beginnen wir, den Text zu dechiffrieren. «Abbruch!» Mit kurzen Handgriffen wird das Gerät marschbereit gemacht.

Wir sammeln uns auf der zügigen Dorfstraße und trinken zum letztenmal die von freundlichen Händen dargebotene Geißmilch. «Aufsitzen!» In großen Abständen sausen wir talwärts. Vorsichtig bremsen wir vor den giftigen Kurven ab; die massiven Kästen am Rücken pressen uns in die Außenränder.

Herrlich, so drauflos stürmend durch den würzigen Lärchenwald zu flitzen. Die Gesichtshaut erstarrt allmählich zu einem Panzer. Die hervortretenden Tränen spüren wir nur durch die kurze Verschleierung der Strecke vor uns — ähnlich einem Szenenwechsel auf der Leinwand.

Steile Straßenstücke nehmen wir mit besonderer Vorsicht. Die Bremsstrecke des Vordermannes riechen wir in der Luft... Aber auf der prächtigen Talstraße lassen wir unseren braven Rädern freien Lauf. In flotter Zweierkolonne fahren wir in A. ein. Unsere ausgelassenen Jauchzer dröhnen in den Gassen der Ortschaft, die wir am Vorabend verlassen hatten.

In einer niedrigen Wirtsstube stärken wir uns bei einem tüchtigen Imbiß. Immer wieder müssen wir den Gästen Red und Antwort stehen über unsere Geräte. Wir anderseits bewundern das prächtige Lärchen- und Arven-Täfer.

Für uns zu früh mahnt der Patrouillenchef zum Aufbruch. Mit vollen Bäuchen, denn die Wirtin hat uns kräftig gefuttert, wälzen wir uns zu unseren Velos. Durch eine ordentlich große Menge von Schaulustigen bahnen wir uns einen Weg in die Dunkelheit hinaus. Rascher und rascher eilen wir der Schlucht zu. Die Lichtkegel unserer «Scheinwerfer» verzittern weit vor uns und lassen die Unebenheiten der Straße größer erscheinen, als sie sind.

Motorengebrumm im Rücken läßt uns das Tempo beschleunigen. Die Post soll uns nicht einholen! Ohne ein Wort haben wir alle den gleichen Gedanken. Doch streift uns schon bald der Scheinwerfer des Postautos.

In kurvenreichen, kühnen Windungen führt der Weg unter senkrechten Felswänden, durch feuchtkalte Galerien, bald über kahle, dunkle Strecken, bald durch dunstige Tannengruppen.

Fängt uns das Licht des Postautos ein, so tanzen unsere Schatten gespenstisch verzerrt über die Felsen.

Als wir nach dem letzten steilen Gefälle in die weite Talschaft D. hinausschießen, umfängt uns ein warmer Luffhauch. Wohligh streicht er um die starren Fäuste und geröteten Ohren. Noch dämpft der Druck in den Ohren das befreiende Gefühl, die enge Schlucht verlassen zu haben.

\*

Kilometer um Kilometer spulen wir hintereinander her. Die durch die stürmische Abfahrt aufgespeicherte Erregung verebbt und macht einer sturen Gleichgültigkeit Platz. Nicht einmal die Durchfahrt durch die Kantonshauptstadt vermag das Schweigen zu brechen.

Der Nebel weicht und silbernes Mondlicht überflutet den weiten Talgrund vor uns und die sich in unklaren Konturen verlierenden Bergkämme. Staunend radeln wir durch ein unwirklich stilles Städtchen. Aus den Seitengassen bricht gleißendes Mondlicht auf die Hauptstraße — ein Blick in diese Gassen läßt uns leise Sehnsucht nach warmem Daheim verspüren.

Unvermutet biegen wir auf einen Feldweg ab. Weiße Wolken säumen ihn ein: blühende Kirschbäume! Ein berauschender Duft schlägt uns entgegen. Mit vollen Zügen pressen wir unsere Lungen voll. Ein seltsames Glücksgefühl bemächtigt sich eines jeden.

Mit frohem Mut werfen wir uns ins junge Gras. Im Kopfhörer brummen und pfeifen die vielen Sender. Der Taster klickt regelmäßig in der geübten Hand des Telegraphisten. Die Augen aber staunen sehnsüchtig in die weiße, aus dem Dunkeln leuchtende Blütenpracht.

gu.

## Der Verwundetenzug

Da stehen sie in endlos langer Reihe, fremdländische Eisenbahnwagen, mit unzähligen, schmalen Fenstern, und jeden der Wagen zielt ein rotes Kreuz im weißen Feld. An den Fenstern drängen sich Menschen und auf dem Bahnsteig an der kleinen Zwischenstation andere, und alle haben das Bedürfnis, sich die Hände zu drücken. Warum, weiß man nicht. Man drückt fremde, schwielige, harte und krankhaft weiche Hände und geht auf diese Weise dem ganzen Zug entlang. Nein, man weiß wirklich nicht warum. Es drängt einen einfach dazu, allen die Hand gedrückt zu haben.

Es sieht alles so furchtbar müde aus. Die Wagen, alt und staubig, auf ächzenden

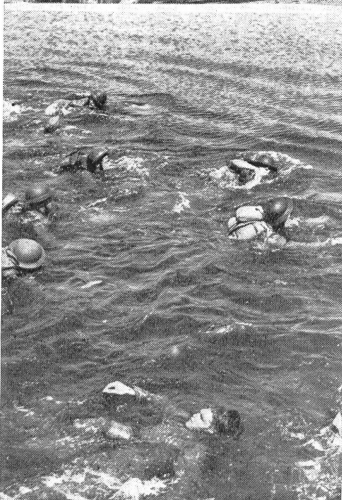
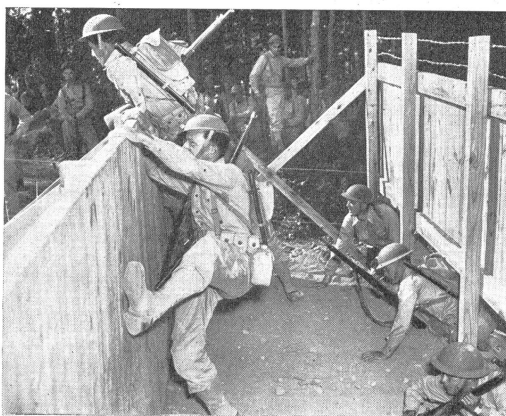
Federn und girrenden Lagern, und die Gesichter an den Fenstern. Es ist alles so tröstlich und hilflos und das Herz wird schwer. Das also ist das Bild der Männer des neuen Europas. Das also ist es, was der Krieg uns zurückzulassen gedenkt, müde Gestalten, alt und verbraucht, selbst dann, wenn Geburtsscheine auf verhältnismäßig wenige Lebensjahre hinweisen. Blasse, eingefallene Gesichter, gelbe Hautfarbe, kranke und verstümmelte Körper. Eine traurige Fracht, die der Zug in seine Heimat zu tragen gedenkt!

Und wo ist das Lachen geblieben? Hat man jemals eine solche Menge Menschen beisammen gesehen, die kein Lachen gekannt? Das ist wohl das Niederschmet-

terndste, die Tatsache, daß das Lachen fehlt, daß das Lachen gestorben. Wenn man weiß, daß alle diese Gesichter einmal gelacht und alle diese erstorbenen Augen einmal geleuchtet. Daß alle diese Herzen einmal freudig geschlagen und alle diese Menschen einmal das Leben geliebt haben. Daß sie mit Idealismus und Ueberzeugung losgezogen sind und nun so heimkehren, so tröstlos leer, fertig, erledigt.

Automatisch greift die Hand in die Tasche, wo die Zigaretten stecken. Man bietet die Schachtel hinauf und in wenigen Sekunden ist sie leer. Man läuft zurück zum Kiosk, kauft Stumpfen, Zigaretten, füllt sich die Taschen. Nicht, weil man ein gutes Werk tun möchte — o nein, dieser Ge-

## Das «tägliche Dutzend» des zähen amerikanischen Soldaten



Wir zeigen eine Reportage von den Morgen-Übungen des amerikanischen Soldaten. Diese Übungen sind jedoch total verschieden von den USA-Exerzier-Übungen und werden von den USA-Soldaten das «tägliche Dutzend» genannt. Interphoto New-York-Zürich.

danke ist gar nicht mehr vorhanden, man gibt sich auch hier wieder keine Rechenschaft über den Grund der Handlung — man handelt einfach, so wie man ein kleines Kind mit Süßigkeiten zu trösten versucht, wenn es gefallen. So handeln sie alle, der Stationsvorstand und die Bahnerbeiter, der Dorfpolizist und die Reisenden auf dem Perron. Die Bauern, die hergelockt wurden, und die Frauen, die es in der Stube nicht aushielten, als der Zug einfuhr. Und die Verkäuferin am Kiosk spendet ein ganzes Kistchen währschafter Stumpen. Keine der Gaben bleibt in den Händen, die sie zuerst empfangen. Sie wandern weiter, ins Innere der Wagen, wo auf Pritschen und Bahnen Verwundete liegen, die sich in ihrer Hilflosigkeit nicht einmal aus Fenster bewegen können. «Mille grazie!» tönt es uns entgegen und die Gesichter sind ein klein wenig heller geworden. Ob man da vielleicht ein kleines Samenkorn des Glaubens an die Menschheit säen, durfte? Nie hat man so deutlich empfunden, welche Wahrheit im Sprichwort steckt, daß das Geben seliger ist als das Nehmen.

Aus einem der Wagen dringt das Stöhnen eines Schwerverwundeten, ein Lauf, der an den Nerven zerrt. So weichlich ist man noch — um mit den Worten eines der wütendsten Zerstörer seiner Volkskraft zu reden —, daß man das Stöhnen eines Leidenden nicht ertragen kann. Der Militärarzt, der auf dem Perron gestanden, steigt in den Wagen ein. Kein Mensch schaut mehr aus dem Fenster, sie haben sich alle umgewandt. Ein einziger Laut noch dringt aus dem Wagen, dann, nach einer langen, stillen Weile, steigt der Arzt wieder aus, wechselt einige Worte mit Bahnvorstand und Zugführer und wäscht sich am Brunnen sorgsam die Hände. Man sieht an seinen Wangen, daß er die Zähne fest zusammengebissen. Auf einer Bahre tragen sie einen aus dem Wagen und laden ihn weiter hinten wieder ein. Salutieren vor dem verschlossenen Wagen, bevor sie an ihre Plätze zurückkehren. Man hat verstanden und zieht den Hut. So also sieht der Krieg aus. So schnell geht das.

Und dabei hat einer wahrscheinlich nach Hause berichtet, daß er in Kürze endlich,

endlich zurückkehren wird. Sie werden dann irgendwo mit erwartungsfrohem Gesicht am Bahnhof stehen und man wird sie vor eine Bahre führen und das letzte und absolut einzige, was ihnen zu tun bleibt, ist die Bestätigung, daß sie den toten Körper erkennen —

Pustend zieht die Maschine an. Sie winken aus den schmalen Fenstern, danken und lassen die Schweiz hochleben. Sie wissen nicht, daß sie einen mit diesem Lob beschämen. Aus der Gegenrichtung kommt der Direkte, in Lederpolstern lehnen dicke Männer und schöne Frauen, aus den Fenstern winken Kinder und ihr Lärm übertönt das bimmelnde Signal am kleinen Bahnhof. Der Zug saust vorbei und hat keine Zeit, anzuhalten.

Man dreht sich um und bummelt zurück, dem Dorfe zu. An der schwarzen Bretterwand hängt der kleine Kessel. Er redet heute eine besonders deutliche Sprache, es ist heute einfach unmöglich, vorbeizugehen.

Das klirrende Geräusch spricht von beschämend leerem Blechboden — wy.

## Ausscheidungen im Modernen Vier- und Fünfkampf für die Sommer-Atmeemeisterschaften 1945 und Städtewettkampf in Thun

Die Ausscheidungen im Modernen Vier- und Fünfkampf finden vom 8. bis 10. Juni in Thun statt. Sie werden durchgeführt nach dem Reglement für die Sommer-Armeemeisterschaften in St. Gallen. Im Modernen Vierkampf kommen folgende Disziplinen zur Austragung: Geländelauf 400 m in offenem Gelände, Schießen 20 Schuß in 4 Serien auf Mannscheibe auf 25 m Entfernung mit Pistole oder Revolver, Schwimmen 300 m Freistil, Degenfechten auf einen Treffer und im Modernen Fünfkampf kommt noch das Reiten dazu. In Anpassung an die gegenwärtigen Verhältnisse wird das Reiten nicht reglementsgemäß, sondern über einen Parcours von 12 Hindernissen, mit maximaler Höhe von 1 m und maximaler Breite von 2,5 m, über eine Distanz von etwa 900 m durchgeführt. Als Kommandant dieser Ausscheidungswettkämpfe wurde Oberst Thommen bestimmt. Die Wettkämpfer haben sich bis 15. Mai anzumelden.

Um Zeit und Geld zu ersparen, werden diese Ausscheidungen mit dem geplanten Städtewettkampf zusammengelegt. Für die Bewertung im Städtewettkampf können Trainingsgruppen oder Städte Mannschaften von fünf Mann im Modernen Vier- oder Fünfkampf melden. Die Resultate der drei besten Wettkämpfer zählen. Neu ist, daß

der Städtewettkampf auch im Vierkampf zur Durchführung kommt.

Die Teilnehmer werden voraussichtlich am 8. Juni nachmittags in Bern einrücken müssen. Auf der Ka-We-De findet sodann das Schwimmen statt, während alle übrigen Wettkämpfe in der Nähe der Eidg. Pferde-regianstalt in Thun zur Austragung gelangen.

Die Patrouillenmarsch erfordert gute Vorbereitung.

Bei den Ausscheidungen für die Armeemeisterschaften im letzten Sommer wurde erstmals der Patrouillenmarsch ins Programm aufgenommen. Es hat sich erwiesen, daß der Wettkampf bei unseren Wehrmännern sehr beliebt ist, denn von den 1556 teilnehmenden Mannschaften der verschiedenen Ausscheidungen starteten 1074 im Vierkampf mit Patrouillenmarsch, gegenüber 482 im Vierkampf mit Schwimmen. Es hat sich aber auch gezeigt, daß die Anforderungen eines 20-km-Marsches mit 16 kg Packung vielerorts unterschätzt wurden.

Wir wissen ja aus Erfahrung, daß ein längerer Marsch mit Packung auch im Aktivdienst immer große Anforderungen an uns stellt. Meistens ist es nicht zur Hauptsache die eintretende Müdigkeit, sondern irgend ein «Druck» von den Marschschuhen oder

vom Tornister, der die Marschleistung beeinträchtigt. Oft treten auch infolge zu wenig oder zu viel Nahrungsaufnahme Magenstörungen auf.

Viel größere Anforderungen werden aber noch an die Wehrmänner gestellt, bei einem Marsch mit Packung, der wettkampfmäßig durchgeführt wird, handelt es sich doch in erster Linie darum, ein Ziel in möglichst kurzer Zeit zu erreichen. Um in dieser schweren Prüfung einigermassen Aussicht auf Erfolg zu haben, bedarf es einer gründlichen Vorbereitung. Mit intensivem Marschtraining, zuerst über kürzere Strecken, dann nach und nach mit gesteigerten Anforderungen, soll die erforderliche körperliche Leistungsfähigkeit erreicht werden. Dabei ist es wichtig, daß mit dem Training frühzeitig begonnen wird, damit man an den Ausscheidungen, die ja schon in einem Monat stattfinden, über eine gute Kondition verfügt. Zum Training und der ganzen Vorbereitung gehört auch, daß man sich die Marschschuhe und den Tornister so anpaßt, daß man im Wettkampf selbst keine Beschwerden mehr hat.

Der Patrouillenmarsch ist eine Disziplin, an der sich jeder Wehrmann beteiligen kann, dieser schwere Marsch erfordert aber eine seriöse und gründliche Vorbereitung.

## Der Mensch als «Muskelkraftmaschine»

Die menschliche körperliche Arbeitsleistung ist auf  $\frac{1}{10}$  bis  $\frac{2}{10}$  Pferdestärke berechnet worden. Diese Angabe aber sagt nichts über den Wirkungsgrad der «Muskelkraftmaschine Mensch», d. h. das Verhältnis der aufgenommenen Kraftmenge — also des Kaloriengehaltes der eingenommenen Nahrung — zur tatsächlich vollbrachten Leistung. Neuere Forschungen haben hierüber Aufschluß gebracht. So hat Prof. Dr. Gunther Lehmann folgende Ueberle-

gung angestellt: Je stärker ein Verbrennungsmotor arbeitet, um so mehr Auspuffgas erzeugt er. Bei einwandfreiem Arbeiten des Motors könnte man also aus der Menge und Art der Auspuffgase Rückschlüsse auf die Leistung des Motors ziehen. Wenn man dieses Verfahren auf den Menschen anwendet, so muß man versuchen, die Atemgase des Menschen auszuwerten. Dieses Verfahren ergab nun, daß der ruhende Mensch allein zur Erhaltung

der Lebensfunktionen Nahrung im Werte von 1800 Kilokalorien täglich braucht. Ein Schwerarbeiter benötigt täglich 4000 bis 4500 Kilokalorien. Er nutzt also für die von ihm vollbrachte Arbeitsleistung 4000 minus 1800 Kilokalorien aus. Die sich hieraus ergebenden 2200 Kilokalorien entsprechen rund 220 Gramm Kraftstoff je Pferdekraftstunde für einen Motor. Das aber bedeutet, daß der menschliche Wirkungsgrad bei körperlicher Leistung etwa so gut ist wie